

(Nachdruck verboten.)

28)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Der Bezirksamtmanu zog heftig an der Glode.

„Mayerhofer!“

Der Amtsdienner trat ein.

„Sagen Sie dem Herrn Offizianten, er soll zu mir kommen.“

„Jawohl, Herr Bezirksamtmanu!“

Otteneder legte die Hände auf den Rücken und ging auf und ab.

Der Offiziant Schillinger blieb an der Lüre stehen.

„Herr Bezirksamtmanu wünschen?“

„Haben Sie den Aufruf im Wochenblatt gelesen?“

„Ja.“

„Ist der von unserm braven Schüchel geschrieben?“

„Wenn Herr Bezirksamtmanu erlauben, vom Schüchel ist er nicht.“

„Von wem sonst?“

„Ich weiß es auch nicht bestimmt; es ist nur eine Vermutung. Aber ich habe den Schuhmacher Prantl in Verdacht.“

„So, von dem? Allerdings, von einem Schuster hat der Stil was.“

„Der Prantl ist bekannt als Bauernbündler, wenn Herr Bezirksamtmanu erlauben. Und die Leitartikel, mit den griechischen und lateinischen Wörtern, sollen auch von ihm sein.“

„Der Kerl steckt bis über die Ohren in Schulden?“

„Er steht nicht gut, was man hört. Einmal ist er schon ausgepfändet worden.“

„Der hat's notwendig! Schreibt, daß gewisse Elemente vom Handwerker leben. Damit meint er natürlich die Beamten?“

„Jawohl, Herr Bezirksamtmanu. Er schimpft überhaupt in allen Wirtschaftshäusern herum. Das hat er schon immer getan, so lang' ich ihn kenne.“

„Das werde ich mir merken. Sagen Sie, Herr Offiziant, der Sternbräu, gibt denn der feinen Saal her zu der Versammlung?“

„Gern auch noch, Herr Bezirksamtmanu.“

„Was will denn der Mensch? Er ist doch sehr vermögand. Wie gibt sich der mit solchen Geschichten ab?“

„Wenn mir Herr Bezirksamtmanu die Bemerkung erlauben, das ist jetzt überhaupt so. Wo man hinkommt, nichts wie Räsonnieren und Politisieren. Man kann keine Halbe Bier mehr mit Kub' trinken; der Melber Wimmer, der Kaufmann Kolb, da ist einer geheimer wie der andere. Und der Schüchel geht herum, als wenn er ein Weltblatt herausgeben tät.“

„Ich kenne meine Kubbacher. Nichts arbeiten, den ganzen Tag in den Wirtschaftshäusern hocken, und dumm reden.“

„Bei den Bauern merkt man's auch schon, Herr Bezirksamtmanu.“

„Wieso?“

„Es ist nicht mehr wie früher. Wenn man sonst einem was g'sagt hat, war's recht und fertig. Jetzt wird gleich gedroht mit der Zeitung, und so weiter.“

„Das ginge mir noch ab! Wenn einer so was sagt, führen Sie ihn nur herauf zu mir! Das wollen wir sehen!“

„Gestern erst der Pointner von Zillhofen. Wegen seinem neuen Stallgebäude. Die Pläne sind noch beim Herrn Distriktstechniker, und ich habe ihm das gesagt. Fangt er gleich das Schimpfen an. Wie lang er noch warten müsse? Im Mai hatt' er eingegeben. Ob das eine Manier sei? Im Winter könne kein Mensch bauen. Er wolle uns schon ein Feuer anzünden, wenn es noch länger dauern tät.“

„So, so?“

„Es wird immer schwieriger, Herr Bezirksamtmanu.“

„Na, dafür bin ich noch da. So weit sind wir noch nicht, daß wir uns einschüchtern lassen.“

„Herr Bezirksamtmanu haben gestern gesagt, ich soll den Akt vorlegen, betreff Bürgermeisterwahl in Erlbach.“

„Richtig, ja. Haben Sie ihn?“

„Ich habe ihn Herrn Bezirksamtmanu auf den Tisch gelegt.“

„Gut. Uebrigens kennen Sie den . . . den . . . wie heißt er doch gleich?“

„Den Schuller von Erlbach.“

„Ja, Schuller oder so ähnlich, den neuen Bürgermeister?“

„Das ist doch der nämliche, der uns so viel Arbeit gemacht hat wegen der Flurbereinigung, Herr Bezirksamtmanu.“

„Auch so ein Siebengefcheiter?“

„Im Wochenblatt hat es damals bei den Wahlen geheißt, daß er Bauernbündler ist.“

„Im. Also, es ist recht, Schillinger. Guten Morgen.“

Otteneder stellte sich an das Fenster und sah auf den Marktplatz hinunter.

Es war Schranntag. Vor dem Rathause standen in langen Reihen die gefüllten Getreidesäcke. Die Käufer gingen von einem zum andern, schöpften mit den Händen Körner heraus, rochen daran und prüften sie sorgfältig.

Dann redeten sie mit den Bauern, zuckten die Achseln und gingen weiter.

Sie und da gab einer den Handschlag, und man sah, daß der Kauf abgeschlossen war.

Der Melber Wimmer war am eifrigsten. Er traf überall gute Bekannte unter den Bauern. Man sah es an der Art, wie er bald hier, bald dort vertraulich grüßte und im Fortgehen sich lachend umwandte. Den Platz weiter hinauf standen viele Wagen, hochbepackt mit Krautköpfen.

Hier waren die Kubbacher Hausfrauen und feilschten und kauften.

Der Winter stand vor der Lüre; es war Zeit, das Krautfaß im Keller zu füllen. Und da war auch Gelegenheit, die rechte Zutat zu holen, Kartoffeln, die auf den Fuhrwerken daneben lagen.

Es war ein dichtes Gedränge auf dem Markte. Das Summen vieler Stimmen drang herauf; zwischenhinein lautes Quietschen und Schreien, wenn ein Bauer von seinen Spanferkeln eines herausholte und lieblos am Ringelschwanz in die Höhe hielt.

„Na also.“ dachte Otteneder, „das Geschäft geht ja! Trotz des Gejamers und der ewigen Unzufriedenheit.“

Er sah zum Sternbräu hinüber.

Da standen so ein paar Schreibhölse.

Der Schuster Prantl natürlich, und der geweste Defensor ecclesiae, der Buchdrucker Adolf Schüchel.

Was sie zu tuscheln hatten mit den Bauern?

Das steckte die Köpfe zusammen! Das war ein Eifer ein Reden, ein Gebärdenpiel!

Und eigentlich war es frech, wie diese Schwarmgeister ihr Unwesen trieben. Auf freiem Marktplatz; unter den Augen der Behörde.

Der Bezirksamtmanu setzte sich an den Schreibtisch. Er griff nach dem Aktenhefte, welches vor ihm lag.

In schöner Kundschrift stand auf dem blauen Deckel: „Betreff Gemeindevahlen in Erlbach.“

Otteneder öffnete ihn.

Dann zündete er eine Zigarre an und blies den Rauch in die Luft.

Und nun war er bereit.

Also erstens das Wahlprotokoll. Als beauftragter Kommissär anwesend der königliche Bezirksamtsassessor Max Hartwig. Ergebnis der Wahlen: Bürgermeister Andreas Vöst, Beigeordneter Kloiber, und so weiter.

Folium zwei. Gesuch des Pfarrers Baustätter, es wolle der Wahl des Bürgermeisters die Bestätigung verlagst werden.“

Otteneder zog stärker an seiner Zigarre und las einige Sätze vor sich hin.

„An der Spitze einer katholischen Gemeinde . . . unmöglich ein solcher Mann stehen.“

. . . schweigend zu dulden, nicht vereinbar mit den Pflichten des Seelsorgers.“

Er sah nach dem Datum. Erlbach, den 19. November. „Die Wahl war am 18. Teufel, das hat pressiert!“

Folium drei. Wiederholte dringende Vorstellung

des Pfarrers Baustätter gegen die Bestätigung des Andreas Böst. Datum vom 21. November. „Ich muß ganz ergebenst eine äußerst wichtige Mitteilung machen, daß nämlich in den hinterlassenen Papieren meines verstorbenen Amtsvorgängers sich eine dringende Warnung vorfindet . . . et cetera.

Folium vier. Protokoll des königlichen Bezirksamtes Ruzbach, den 24. November. Erscheint der Pfarrer Jakob Baustätter und gibt an, was folgt. Meine Pflicht als Seelsorger . . . und so weiter. Uebergibt gleichzeitig eine Urkunde, Niederschrift des verstorbenen Pfarrers Maurus Geld, und bittet um Rückgabe.

Folium fünf. Abschrift der von zc. Baustätter übergebenen Urkunde. Das Original auf Wunsch zurückgegeben. Erlbach, den 16. Juni 1889. Heute war zum zweiten Male der Austragbauer Johann Böst bei mir und klagte bitterlich über die Mißhandlungen, welche er von seinem Sohne erdulden mußte. Er zeigte mir die abschreckenden Spuren derselben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoj.

103

Wird's nun, schleppt ihn hierher, Kameraden, schrie Lulajshla den Kosaken, die sich mürrisch an die Leiche gemacht hatten, in befehlendem Tone zu, und die Kosaken führten seinen Befehl aus, als ob er ihr Vorgesetzter wäre. Sie schlepten die Leiche einige Schritte fort, ließen die Füße, die schwer herabgingen, nachschleifen, legten sie nieder und standen eine Zeitlang schweigend um sie herum. Kasarka trat an die Leiche heran, legte den verschobenen Kopf so zurecht, daß man die blutige runde Wunde an der Schläfe und das Gesicht des Toten sehen konnte. „Sieh, was er ihm für einen Denzettel gegeben hat, gerade ins Gesicht, sagte er, der geht nicht verloren, den erkennen sie bald wieder!“ Niemand antwortete, und wieder herrschte Schweigen unter den Kosaken.

Die Sonne war schon hoch emporgestiegen und beleuchtete mit ihren gebrochenen Strahlen das tafrische Gras. Der Terel murmelte nahe in dem erwachten Wald. Die Jasanen begrüßten von allen Seiten den Morgen mit lautem Geschrei. Die Kosaken standen schweigend und unbeweglich um den Toten herum und betrachteten ihn. Der dunkelbraune Körper, den die dunkler gewordene, nasse blaue Hose, die um den eingefallenen Leib von einem Gurt gehalten wurde, einhüllte, war wohlgebaut und schön. Die nervigen Hände lagen langgestreckt zu beiden Seiten. Der bläuliche, frisch lagerte, runde Kopf mit der getrockneten Wunde an der Seite lag zurückgebeugt, die glatte, sonnenverbrannte Stirn hob sich scharf ab von der gekörnten Kopfhaut. Die gläsernen Augen mit den eingesunkenen Pupillen schienen in die Höhe, über alles hinweg, zu sehen. Auf den dünnen Lippen, die unter dem roten, kurz geschnittenen Schnurrbart hervortraten, schien ein gutmütiges, leichtes Lächeln zu liegen, die kleinen, mit roten Haaren bedeckten Hände hielten die Finger nach innen gebogen, die Nägel waren rot gefärbt. Lulajshla stand immer noch ohne Rod da; er war naß, sein Hals war gerötet, und seine Augen glänzten mehr als gewöhnlich, seine breiten Wadenknochen zitterten, von seinem weichen, gefunden Körper strömte ein kaum wahrnehmbarer Dampf in die frische Morgenluft.

Er war auch ein Mensch, sagte er, sichtlich mit Gefühl den Toten betrachtend.

Ja, wärst Du in seine Hände gefallen, er hätte Dich nicht losgelassen, bemerkte einer der Kosaken.

Das Schweigen war gebrochen. Die Kosaken kamen in Bewegung und gingen an zu plaudern. Zwei entfernten sich, um Holz zum Zelbau zu holen. Die anderen gingen zur Grenzwaide. Luka und Kasarka liefen eilig ins Dorf.

Eine halbe Stunde gingen Lulajshla und Kasarka fast laufend durch den dichten Wald, der den Terel vom Dorfe trennte, nach Hause. Sie plauderten den ganzen Weg.

Du sagst ihr nicht, daß ich Dich geschickt habe, merks wohl; geh hin und schau nach, ob ihr Mann zu Hause ist, sagte Luka mit scharfer Stimme.

Und ich gehe zu Janala; wir wollen dort lustig sein, nicht wahr? fragte der bescheidene Kasar.

Wann sollten wir denn lustig sein, wenn nicht heute? antwortete Luka.

Als die beiden Kosaken ins Dorf kamen, bekranken sie sich und schliefen bis zum Abend.

10.

Am dritten Tage nach dem erzählten Ereignis kamen zwei Rotten des kaukasischen Infanterieregiments in das Kosakendorf Rotomkinsk.

Der Train der Rotten stand schon abgeschirrt auf dem Platze. Die Köche hatten eine Grube gegraben, von den verschiedenen Höfen herrenlose Klöße herbeigeschleppt und kochten schon die

Grübe. Die Feldweibel zählten die Mannschaft. Die Pioniere schlugen Pfähle zum Anbinden der Pferde ein. Die Quartiermeister, die hier zu Hause waren, streiften durch Straßen und Gassen und zeigten den Offizieren und der Mannschaft ihre Quartiere. Hier standen große Kisten in einer geraden Linie, dort Wagen und Pferde, hier Kessel, in denen die Grübe kochte, dort stand ein Kapitän, ein Leutnant und der Feldweibel Dmitrij Michajlowitsch. Und alles dies ging in demselben Standorte vor sich, wo die Rotten nach dem Befehle stehen sollten; die Rotten waren also zu Hause. Warum sie hier stehen? Was für Kosaken das sind? Ob es ihnen angenehm ist, daß sie hier stehen sollen? Ob sie Sektierer sind oder nicht? — darum kümmert sich niemand. Die von der Musterung entlassenen, erschöpften und bestaubten Mannschaften zerstreuten sich lärmend und in Unordnung wie ein Bienenschwarm über Plätze und Straßen. Sie bemerkten die Mißstimmung der Kosaken gar nicht. Zu zweien, zu dreien treten sie unter lustigem Geplauder und Wassergeflirr in die Hütten ein, hängen ihre Waffen auf, schnüren ihre Päckchen aneinander und scherzen mit den Weibern. In dem Lieblingsplatz der Soldaten, bei der Grübe, versammelt sich eine große Gruppe; mit dem Pfeisfen im Munde betrachten die Soldaten bald den Rauch, der in die Vergluth emporsteigt und sich oben zu einer weißen Wolke verdichtet, bald das Wachtfeuer, das in der reinen Luft wie flüssiges Glas zittert, wipeln und spötteln über die Kosaken und Kosakenweiber, weil sie ein ganz anderes Leben führen als die Russen. In allen Höfen steht man Soldaten, hört man ihr Lachen und das verzweifelt gellende Geschrei der Kosakenweiber, die ihre Häuser verteidigen und kein Wasser und Geschirr hergeben wollen. Die Knaben und Mädchen schmiegen sich an ihre Mütter und drängen sich zusammen; mit Schrecken und Staunen folgen sie jeder Bewegung der Armeesoldaten, die sie noch nie gesehen haben, und laufen in respektvoller Entfernung hinter ihnen her.

Die alten Kosaken kommen aus ihren Häusern hervor, setzen sich auf die Erbhügel und betrachten finster und schweigend das Treiben der Soldaten, als wäre es ihnen gleichgültig, und als wüßten sie gar nicht, was das alles bedeuten sollte.

Olenin, der bereits seit drei Monaten Junker in dem kaukasischen Regimente war, hatte sein Quartier in einem der besten Häuser des Dorfs bekommen, bei dem Jahnrich Ija Wassiljewitsch, das heißt bei Mutter Ulitsa.

Was soll das werden, Dmitrij Andrejewitsch? fragte der erschöpfte Wanjuscha Olenin, der in seinem Tscherkeskenrod auf einem Kabardiner, den er in Grosna gekauft hatte, nach fünfzigstündigem Ritt fröhlich in den Hof seines Quartiers einlenkte.

Nun was, Iwan Wassiljewitsch? fragte er, indem er sein Pferd streichelte. Er sah dabei Wanjuscha an, der schweißbedeckt, mit zerzaustem Haar und verstörtem Gesicht das Gepäc herabbrachte und die Sachen abzuladen begann.

Olenin erschien äußerlich als ein ganz anderer Mensch. Statt der rasierten Wangen trug er einen jungen Schurr- und Kinnbart, statt des gelben durch das Nachleben abgesehenen Gesichts zeigte sich jetzt auf seinen Wangen, auf seiner Stirn und hinter den Ohren ein gesundes Rot. Statt des sauberen, neuen schwarzen Fracks trug er einen weißen, schmutzigen Tscherkeskenrod mit breiten Aufschlägen und Waffen. Statt des frischgestärkten Hemdes umschloß jetzt der rote Kragen des Beschemets seinen gebraunten Hals. Er war tcherkeskisch gelleidet, aber schlecht. Man konnte sofort erkennen, daß er ein Russe und kein Dshigit war. Er hatte alles wie ein Dshigit, und es war doch nicht dasselbe. Davon aber abgesehen, atmete sein ganzes Aeußere Gesundheit, Frohsinn und Selbstzufriedenheit.

Ihnen erscheint es lächerlich, sagte Wanjuscha, aber versuchen Sie einmal selbst mit diesem Volle zu sprechen: Sie lassen Dich nicht ein, damit fertig. Kein Wort bekommt man von ihnen heraus. Wanjuscha warf zornig den eisernen Eimer gegen die Schwelle. — Das sind keine Russen.

Du solltest Dich an den Vorsteher des Standorts wenden.

Ich kenne ja den Ort nicht, antwortete Wanjuscha beleidigt. Wer beleidigt Dich denn? fragte Olenin, sich umschauend.

Hole sie der Teufel . . . Psui! Der eigentliche Wirt ist nicht da. Auf Fischfang ist er, heißt es, und die Alte ist solch ein Satan, daß Dich Gott behüte, antwortete Wanjuscha und griff sich an den Kopf. — Wie wir hier leben sollen, weiß ich wahrlich nicht. Schlimmer als die Tataren sind sie, bei Gott; die verdienen den Namen Christen nicht. Ein Tatar ist besser. „Auf Fischfang . . .“ schöner Fischfang! schloß Wanjuscha und wandte sich ab.

Was, wie bei uns zu Hause ist's hier nicht? sagte Olenin spöttelnd und ohne vom Pferd zu steigen.

Geben Sie mir, bitte, das Pferd, sagte Wanjuscha, der sichtlich über die neue Ordnung gekränkt war, sich aber doch seinem Schicksal unterwarf.

Ein Tatar ist besser . . . wie, Wanjuscha? wiederholte Olenin, indem er vom Pferde stieg und es auf den Sattel klopfte.

Ja, Sie lachen, Ihnen kommt es lächerlich vor, sagte Wanjuscha mit ärgerlicher Stimme.

Nun, nun, sei nicht böse, Iwan Wassiljewitsch, antwortete Olenin, immer noch lachend. — Laß mich nur zu den Wirtsknechten gehen — Du sollst sehen, es wird sich alles machen, und wie prächtig werden wir hier leben! Rege Dich nur nicht so auf.

Wanjuscha antwortete nicht, er kniff nur die Augen zusammen, sah mit einem verlegenen Blick seinem Herrn nach und schüttelte

den Kopf. Wanjuscha betrachtete Olenin nur wie einen Herrn, und Olenin Wanjuscha nur wie einen Diener, und sie wären beide sehr erstaunt gewesen, wenn ihnen jemand gesagt hätte, sie seien Freunde. Aber sie waren Freunde, ohne es zu wissen. Wanjuscha war als elfjähriger Knabe ins Haus aufgenommen worden, als Olenin im gleichen Alter stand. Als Olenin fünfzehn Jahre alt war, gab er Wanjuscha Unterricht; er lehrte ihn französisch lesen, und Wanjuscha war sehr stolz darauf. Auch jetzt noch warf Wanjuscha um sich, wobei er gerade gut ausgelegt war, mit französischen Wörtern um sich, wobei er stets dummi lachte.

Olenin lief die Treppe hinauf und rief die Tür zum Flur auf. Marianka sprang erschreckt von der Tür zurück. Sie war bloß in einem rosa Hemd, wie es die Kosatinnen zu Hause zu tragen pflegen; sie drückte sich an die Wand und bedeckte den unteren Teil ihres Gesichts mit den weiten Ärmeln ihres tatarischen Hemdes. Als Olenin die Tür weiter öffnete, sah er im Halbdunkel die hohe und schöne Gestalt der jungen Kosatin. Mit der schnellen und hastigen Neugier der Jugend bemerkte er unwillkürlich ihre kräftigen, jungfräulichen Formen, die sich unter dem dünnen Zithembe abhoben, und die schönen schwarzen Augen, die mit kindlichem Schreck und seltsamer Neugier auf ihn gerichtet waren. „Das ist sie“, dachte Olenin, und noch viele solche gibt es hier.“ So schob es ihm sofort durch den Kopf, und er öffnete die andere Tür, die in die Hütte führte. Die alte Mutter Ulitta, ebenfalls im bloßen Hemde, setzte in gebeugter Stellung und ihm den Rücken zulehrend den Fußboden.

Guten Tag, Mütterchen, ich komme wegen des Quartiers . . . begann er.

Ohne sich aufzurichten, wandte die Kosatin ihm ihr strenges, aber immer noch hübsches Gesicht zu.

Wozu bist Du gekommen? willst Du uns verspotten, he? Ich will Dich spotten lehren, die schwarze Krankheit soll Dich treffen! schrie sie und sah ihn unter den düsteren Augen scheel an.

Olenin hatte anfangs geglaubt, die erschöpfte, tapfere kaukasische Mannschafft, der er angehörte, werde überall, besonders von den Kosaten, die doch ihre Kriegeslameraden waren, mit Freuden empfangen werden; darum machte ihn dieser Empfang verdutzt. Allein er war nicht verlegen und wollte eben erklären, daß er bereit sei, das Quartier zu bezahlen, als die Alte ihn unterbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aquarell-Ausstellung.

Die Ausstellungen der Akademie der Künste haben in den letzten Jahren immer mehr den Charakter des Stillen und Dilettantischen bekommen. Die vornehmen Räume am Pariser Platz bilden einen höchst peinlichen Kontrast zu dem banausischen Geiste, der in ihnen herrscht. Die führenden Männer der Akademie müßten heutzutage bei ihren Veranstaltungen immer so viele Nach- und Rücksichten beobachten, daß man nie weiß, ob das, was sie uns bieten, ihrer künstlerischen Ueberzeugung oder ihrem bürokratischen Subordinationsgeist entsprungen ist. Bei der Zusammenlegung und Anordnung der Aquarell-Ausstellung, die vor einiger Zeit eröffnet wurde, sind die künstlerischen Gesichtspunkte jedenfalls erst in zweiter Reihe zur Geltung gekommen. Eine historische Gruppierung war von vornherein unmöglich, weil das dürftige und wahllos zusammengebrachte Material dazu nicht ausreichte. Aber man hätte zum mindesten die technischen Unterschiede berücksichtigen und die reinen Aquarelle von den Gouachemalereien trennen, andererseits aber die Werke der einzelnen Künstler beisammen lassen müssen. Statt dessen ordnete man den ganzen Vorrat nach folgenden geistreichen Rubriken: 1. Aquarelle aus dem Besitz Ihrer Majestäten, 2. Aquarelle von Mitgliedern und Gästen der Akademie, 3. Aquarelle vorordener Künstler, 4. Studienarbeiten der Klasse für dekorative Architektur an der Berliner Kunstakademie. Auf diese Weise hat man die 328 Nummern der Ausstellung in neun Sälen und einem Vorraum akademisch-systematisch untergebracht. Man hätte sie ebenigut nach der Größe des Flächeninhaltes oder nach dem Preise ordnen können.

Die reine Aquarellmalerei, die in England zuerst geübt wurde und dort auch noch heute von zahlreichen Künstlern geübt wird, arbeitet in der Hauptsache mit transparenten Wasserfarben; sie läßt den hellen Malgrund (Königes, weißes Papier, Pergament, Elfenbein usw.) mehr oder weniger deutlich durchscheinen und spart die hellsten Stellen aus. Bei unseren modernen Malern ist die reine Aquarellmalerei aus verschiedenen Gründen in Mißkredit gekommen. Ihre Produkte sind allzu vergänglich, Staub, Luft und Licht verderben und zerstören sie zu rasch und zu gründlich. Außerdem muß ihre Technik viel mit sogenannten Zufallseffekten arbeiten, die ein solider Künstler nicht gern gelten lassen will. Und schließlich ist die Anwendungsmöglichkeit des reinen Aquarells eine ziemlich eng beschränkt. Es ist in erster Linie überal am Platz, wo es sich um die malerische Wiedergabe dünner, matt leuchtender Farben handelt. Sanftes Himmelblau, sonnenbeschienener flimmernder Sand, zartes Grün des jungen Laubes und ähnliches kann auf keine Weise so delikat und duffig gegeben werden, wie in dieser Technik. Und ebenso vortrefflich eignet sie sich für zierliche Miniaturbilder, wo sie auf winzigem Raum zuweilen auch bessere koloristische Effekte zu erzielen vermag.

Die Aquarellmalerei wurde in Deutschland anfangs nur zum Kolorieren — oder, wie man es nannte, „Aluminieren“ — von Kupferstichern verwandt. Die ersten nennenswerten Künstler, die sich der Technik zur Hervorbringung selbständiger Werke bedienten, waren der Leipziger Karl Berner (zu dessen Gedächtnis der Leipziger Kunstverein gerade jetzt eine schöne Ausstellung veranstaltet hat) und der Berliner Eduard Hildebrandt. Berner ist auf unserer Ausstellung leider nicht vertreten, von Hildebrandt dagegen finden wir eine ganze Kollektion beisammen. Es sind Landschaftsstudien, die er auf seinen ausgedehnten Reisen angefertigt hat, Ansichten aus allen Teilen der Erde vom Nordpol bis Fernambuco. Wir verstehen heute die Begeisterung nicht mehr, mit der unsere Eltern und Großeltern in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren diese Blätter aufnahmen. Sie erscheinen uns als mittelmäßige Duzendarbeiten eines gewandten, aber oberflächlichen Kunsthandwerkers, die nach unserem modernen Empfinden bald zu viel, bald zu wenig Farbe haben. Während die nordischen Landschaften meist in einem langweiligen monotonen Braun gehalten sind, stören uns in den tropischen Veduten oft allzu krasse und knallige Töne. Als Vertreter der älteren Richtung in der deutschen Aquarellmalerei sind neben Hildebrandt zu nennen: Karl Graeb, der die Motive für seine gefällig arrangierten, süßlichen Landschaften in der Umgegend Berlins suchte, Eduard Gerhardt, der mit spitzem Pinsel zierliche, aber kraft- und fastlose Architekturbilder aus Spanien und Portugal malte, und Eduard Meyerheim, dessen nettsche Genrebilder die Speißbürger der Wiedermeierzeit entzückten, für uns aber ungenießbar sind. Auch Ludwig Passini gehört als Nachzügler zur älteren deutschen Aquarellisten-Schule. Seine frühen Blätter, wie die bekannte Ansicht des Cafés Greco in Rom (1856), sind ehrlich empfunden und mit behaglicher Sorgfalt geschmackvoll ausgeführt. Was der Künstler aber in späteren Jahren produziert hat, als er der Mode-Aquarellist und -Porträtist der Berliner Börsekreise geworden war, ist fast durchweg wertloser Kitsch. Man kann an der Entwicklung dieses Mannes erkennen, wie leicht die bequeme Wasserfarbentechnik in den Händen gewandter, aber mittelmäßig begabter Künstler zu leerer Routine entartet und wie sehr die Vermittels dieser Routine erzeugten oberflächlichen Nachwerke geeignet sind, das große Publikum zu blenden und seinen Geschmack irre zu führen. Vor den Kinderbildnissen Passinis sammelt sich stets eine Schaar entzückter Bewunderer, die sich an den glatten Wachsputtengesichtern nicht satt sehen können und die wohlfeilen, auf bloßer Handwerkerfertigkeit beruhenden Detailspektiven als künstlerische Offenbarungen empfinden und genießen.

In jeder Hinsicht sympathischer erscheinen uns heute jene älteren Meister, die das Aquarell dazu benutzten, um kleinen, zierlichen Federzeichnungen einen anspruchslosen farbigen Schmuck zu geben. Ihre bescheidene Kunst wurde in der Wiedermeierzeit, als sie in Blüte stand, kaum gewürdigt. Erst heute fängt man an, für ihre Reize empfänglich zu werden. Der vor fünfundsiebzig Jahren verstorbene Ludwig Richter zählt erst neuerdings zu den populärsten deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts, und der derbhumoristische Schüttere des Berliner Weißbierphilistertums, der prächtige Theodor Hofmann, verdiente wohl, dem graziöseren und gemüthlicheren Sachsen als fast ebenbürtiger Zeitgenosse an die Seite gestellt zu werden. Die Ausstellung enthält von Richter leider nur drei nicht bedeutende, farbig getönte Federzeichnungen aus später Zeit, von Hofmann aber den sehr charakteristischen Wiedermeierkull „Die gemeinschaftliche Laube“ und vor allem die köstlichen, auch in technischer Hinsicht vollendeten Blätter „Der neue Pfeifentopf“, „Die Krankenschwester“ und „Der treue Bergmann“. Als dritter Meister dieser Richtung wäre der Wiener Landschaftler und Architekturmaler Rudolf von Alt zu nennen, der ein halbes Jahrhundert an seinem berühmten, schwarz gestrichenen Holzstisch in der Stodagasse unermüdet arbeitete und eine Fülle von Werken schuf, ohne daß die Mittelt von ihm Notiz nahm. Erst die jungen Maler der Wiener Sezession haben das Verdienst des Altens ins rechte Licht gestellt und während der letzten Lebensjahre war er der gefeierte Ehrenpräsident der modernsten Künstlervereinigung. In Berlin weiß man auch heute noch nicht viel von ihm. Die Ausstellung zeigt ein Duzend seiner miniaturmäßigen, sauberen, leicht kolorierten Federzeichnungen: Landschaften, Häuser und Straßen aus Wien und Steiermark. Alle diese kleinen Blättchen sind mit unsagbarem Fleiß und liebevoller Sorgfalt bis in die winzigsten Details durcharbeitet. Man muß sie unter der Lupe betrachten, um ihre tausendfachen Feinheiten würdigen zu können. Die denkbar nächsternsten Sujets weiß diese altwäterische Kleinmeisterkunst reizvoll zu gestalten. Jedes architektonische Ornament, und lebte es an der besten Mietskasernen, wird zu malerischen Wirkungen verwendet, und wenn Alt eine Straßenszene zeichnet, so gibt er von jedem Ladenstüb, von jedem Fenster und jedem Schornstein ein charakteristisches Porträt. Trotz dieser minutiösen Detailbehandlung bildet jedes Blatt ein einheitliches, geschlossenes Ganzes von harmonischer Stimmung. Aus diesen anspruchsvollen Werken spricht eine hochkultivierte, reife und feine Kunst, die freilich, um recht genossen zu werden, ein eingehendes und liebevolles Studium verlangt und daher dem flüchtigen Ausstellungsbesucher nur selten zum Vergnügen kommt.

Die zweite Art des Aquarells, die Gouachemalerei, die sich der Deckfarben bedient, den ganzen Malgrund mit Farbe überzieht und die Lichter aufhört, ist in ihren Wirkungen der Delmalerei

viel näher verwandt als dem reinen Aquarell. Sie kam in Deutschland namentlich durch Menzel in Aufnahme und spielt in der Kunst der Gegenwart eine große Rolle. Die in Guaschetechnik ausgeführten Gemälde verlangen bei ihrer Beurteilung ganz andere Maßstäbe als die reinen Aquarelle, und es ist unstatthaft, die Erzeugnisse beider Techniken, wie es auf dieser Ausstellung vielfach geschehen ist, wahllos durcheinander zu hängen. Die tieferen und satteren Farben der Guaschbilder werden die Wirkungen der Aquarelle immer stören und beeinträchtigen. Eine reiche und künstlerisch wertvolle Kollektion von Guascharbeiten zusammen zu bringen, ist bei der heutigen Entwicklung und Verbreitung der Technik nicht besonders schwierig. Fast jeder unserer bekannteren Maler hat neben Del- und Temperagemälden auch einige Werke in Guasche geschaffen, und die Arrangure der Ausstellung hätten leicht eine reichhaltigere und interessantere Sammlung bieten können, wenn sie etwas zielbewußter und systematischer vorgegangen wären und nicht alles dem Zufall überlassen hätten. In diesem Sammelfurium von Gutem und Schlechtem ist weder Sinn noch Methode zu erkennen. Mehrere erstklassige Meister fehlen gänzlich, während hilflose Dilettanten und fingerfertige Duzendmalierer mit umfangreichen Serien vertreten sind. Jede größere Berliner Kunstausstellung gibt ein lehrreicheres, umfassenderes und erfreulicherer Bild von dem heutigen Stande der Guaschmalerei als diese Veranstaltung der königlichen Akademie. Das Hauptinteresse beanspruchen ein paar Arbeiten von Menzel in der bekannten geistreichen, aber etwas kühlen Manier des Meisters: vor allem die technischen Wunderwerke aus den siebziger Jahren: „Der Hordenführer“ und „Hochaltar der Hofkirche in Innsbruck“. Ein großes Seestück von Hans v. Barthele fällt unter dem greulichen Mißgeschick, der den Vorräum der Ausstellung füllt, angenehm in die Augen. Andere Werke desselben Künstlers, der die Guaschetechnik zu seiner besonderen Spezialität virtuos ausgebildet hat, verlegen durch ihre uneheliche koloristische Effekthascherei. Dagegen spricht aus den vorzüglichen Landschaften des Düsseldorfers Eugen Kampf jene Hochachtung vor der Natur, die jedem echten Künstler eigen ist — auch dem, der sich nicht mit der realistischen Wiedergabe der Wirklichkeit begnügt, sondern Farbe und Linie zu stilisieren sucht. Kampf faßt die Eindrücke, die die herbliche Landschaft ihm gibt, in große Flächen und einfache, ausdrucksvolle Linien zusammen. Auf den klaren, kühlen Farben des Himmels stehen deutlich umrissene schlichte Silhouetten der strohgedeckten Dorfhäuser und das zerliche Geäder der kahlen Baumkrone. Mit anscheinend primitiven Mitteln ist, ohne jede wohlfeile Detailspielerei, Herbststimmung hervorgezaubert. Auf derselben Höhe künstlerischer Ehrlichkeit und technischer Vollendung steht Max Liebermanns „Waisenschule in Amsterdam“, ein stimmungsvolles, feines, von Luft und weißem Licht durchflößtes Interieur, während das Bild „Lefende Dame“ zum Teil arg veräschmühte Farben zeigt und zur Charakteristik des Meisters, der eine reiche Fülle ausgezeichneter Guascharbeiten geschaffen hat, nicht hätte herangezogen werden dürfen. Das von Lenbach zuerst angewendete Verfahren, die Wasserfarben teilweise mit farbiger Kreide zu übergehen, hat Gottthardt Kuehl weiter ausgebildet und zu sehr schönen und eigenartigen Wirkungen („Altes Rathaus in Chemnitz“, „Kirche in Venedig“) benützt. Im allgemeinen aber muß man doch konstataren, daß die meisten modernen deutschen Künstler sich der Guaschetechnik nur „im Nebenbetriebe“ bedienen. Sie gehen fast alle von der Delmalerei aus und verstehen es nicht, die charakteristischen Effekte des Guasches zur Geltung zu bringen. So hätten die an sich sehr erfreulichen Arbeiten von Hans Thoma, Emil Orlik, Artur Kampf, Adolf Hengeler u. a. ebensogut in Del ausgeführt sein können.

Das wäre so ziemlich alles, was die Ausstellung der Akademie an Bedeutendem oder wenigstens Lehrreichem zu bieten hat. Es ist, wie man sieht, verdammt wenig, und kann nur mit Mühe aus der erdrückenden Masse absolut wertlosen Plunders herausgesucht werden. Den traurigsten Eindruck machen die drei großen Säle, in denen die Aquarelle aus dem Besitz des Kaisers untergebracht sind. Sie umfassen beinahe die Hälfte der ganzen Ausstellung. Die köstlichen Marinemaler Willi Stöver und Hans Dohrdt (der erste ein südländischer Schönfärber, dessen Blätter wie ordinäre Farbensprünge wirken, der zweite ein kraßloser, gepreizter Theatraliker) paradien hier neben den militärischen Bilderbogen des unbefruchtlichen Köchling. Eine Jury, die diese Erzeugnisse für ausstellungswürdig erachtete, hatte nicht mehr das Recht, noch irgend etwas zurückzuweisen.

Es wäre der Akademie bei ihren wertvollen Beziehungen, namentlich zu englischen Sammlerkreisen, ein leichtes gewesen, eine historische Ausstellung zustande zu bringen, die einen kunst- und kulturgeschichtlich lehrreichen Ueberblick über die Entwicklung der Aquarellmalerei hätte geben können. Aber die wohlbildziplinierten Herren verzichteten auf dieses Verdienst und zogen es vor, uns eine Schau zu bieten, die künstlerisch fast wertlos und kulturgeschichtlich nur insofern interessant ist, als sie das Geschmacksniveau und die Urteilsfähigkeit der Kreise charakterisiert, die die amtliche Kunstpflege im Lande Preußen heute entscheidend beeinflussen.

John Schilowski.

Feuererfindung und Feuerzündung. Gottfried Pauschmann stellt in seiner Erlanger Dissertation 1908 zusammen, was er über Feuererfindung und Feuerzündung in der Literatur ermittelte. Lieber diese Ermittlungen berichtet der „Globe“ folgendes: Die Feuerhölzer sehen gewissermaßen den Feuersteinen gegenüber. Die verschiedenen Arten des Feuerzündens mit Holz kann man in je mehrere Unterarten teilen. Zuerst dürfte das Feuerquirren aufgefunden sein. Auf der durch Quirlen hervorgerufenen Reibungswärme beruht die Verwendung des vielfachen Feuerbohrens wie seiner Verbesserungen, die sich einerseits auf die Vervollkommnung der Form des Bohrers und des Herdes beziehen, andererseits eine möglichst rasche Drehung der Spindel mit Druck auf die Unterlage bezwecken. Der Erfolg des Feuerbohrens wird sehr in Frage gestellt, wenn das Bohrloch nicht durch eine Kerbe, einen Kanal oder einen einfachen Einschnitt nach der einen Seite hin geöffnet ist. Weiches und hartes Holz ist nicht unbedingt für Herd und Bohrer notwendig, ebensowenig harzreiches oder hartkerniges Holz. Der Feuerbohrer ist über die ganze Ozeanwelt verbreitet; die alten Kulturvölker benutzten ihn allgemein. Pauschmann zählt dann die Völkerstämme auf, bei denen man ihn neuerdings noch zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Wunsch, den Bohrer möglichst rasch in der Unterlage freisetzen zu lassen, brachte den Menschen auf den Gedanken, einen Strid oder Riemen um den Quirl zu schlingen und ihn so durch Hin- und Herziehen in rasche vor- und rückläufige Bewegung zu setzen; so entstand der Drillbohrer und die Abart der Vogen-Drillbohrer. Die Eskimos verwandten dann den Drillbohrer mit Mundstück und Vogen, wodurch einer Person allein das Feuerzünden praktisch ermöglicht wurde. Der Pumpenbohrer ist ein etwas kompliziertes Werkzeug; er besteht aus fünf Teilen, der Spindel mit zwei Schnüren, einem Querholz und der Schwungscheibe; eine weite Verbreitung besitz diese Varietät nicht. Als zweites Mittel ist das Feuerreiben zu erachten; in Polynesien und Australien beispielsweise wird dadurch Holzmehl forgerieben und bis zur Entzündung erhitzt, daß ein Stab der Längsfaserung der Unterlage entlang, unter einem Winkel von 45 Grad hin- und hergeschoben wird. Bei feuchtem Wetter ist auf die bisher gekennzeichneten Vornahmen ebensowenig Verlaß wie auf das Feuerfägen, wobei quer zur Faserung der Unterlage gerieben wird; der Bambus bietet hierzu das beste Material, und so ist denn auch das Feuerfägen hauptsächlich in Indien und Indonesien verbreitet. Ganz anders verhält es sich mit dem Feuer schlagen vermittelst Steinen. Dabei spielt das Wetter keine Rolle. Diese Art Feuer herbeizubringen bevorzugen unter den Wildvölkern im allgemeinen die Patagonier und die Bewohner des nördlichen Amerika, doch findet man diese Sitte auch am Kongo usw.; in Indonesien und der Bambusgrenze hat sich dann das Bambusstein-Schlagfeuerzeug herausgebildet, wobei Bambus mit einem Steine geschlagen wird, bis Funken erzeugt werden. Das Kompressionsfeuerzeug zeugt bereits von einer höheren Kulturstufe. Dabei wird in einer luftdicht abgeschlossenen Röhre durch rasches Hin- und Herbewegen eines gut schließenden, eingesetzten Kolbens das Volumen der enthaltenen Luft plötzlich vermindert und Wärme erzeugt, die zur Entzündung von leicht brennbarem Material hinreicht. Zunder, um den entstandenen Funken aufzufangen, benutzte man bereits frühzeitig, wozu Pflanzenfasern, Gras usw. dienen mußten.

Medizinisches.

Die Röntgenstrahlen bei Nagelkrankheiten. Die Behandlung der Nagelkrankheiten hat bisher zu den undankbarsten ärztlichen Aufgaben gehört. Die üblichen Methoden der Pinzelung und chirurgische Entfernung der Nägel waren langwierig, ermüdend, wirkten oft entstellend und versagten überhaupt, trotz monatelanger Behandlung vielfach vollständig. Dies gilt sowohl von den Pilzkrankheiten der Nägel wie von den Flechten und Schuppenflechten derselben. Recht beachtenswert sind demgegenüber die Erfolge, die Dr. Schindler in Berlin mit der Anwendung der Röntgenstrahlen bei Nagelkrankheiten erzielt hat. In einem Falle von Pilzkrankheit bei einem Domänenpächter, bei dem die Pilze wahrscheinlich von einem Tiere übertragen worden waren, waren sämtliche Nägel befallen, und die Krankheit bestand bereits über ein Jahr. Sämtliche Nägel waren um die Hälfte verkürzt, die Nagelplatten tiefschwarz-grünlich und undurchsichtig. Das Nagelbett zum Teil mit trockenen und krümeligen Massen bedeckt. Durch 11 Bestrahlungen trat in diesem Falle innerhalb zweier Monate Heilung ein, sämtliche Nägel heilten sich auf und waren teilweise rosig durchschimmernd geworden. Die bröckelige Auflagerung des Nagelbettes verschwand ganz, die Nägel wuchsen wieder und bei der mikroskopischen Untersuchung waren die Pilzkeime verschwunden. Die Röntgenstrahlen wirken nun nicht etwa direkt bakterientödtend, vielmehr indirekt, indem durch sie der Nährboden durch Schädigung der Gefäße und Gewebezellen verschlechtert wird. Bei der Schuppenflechte, bei welcher die Nägel glanzlos und gefurcht sind, war ebenfalls eine günstige Wirkung der Röntgenstrahlen nicht zu verkennen, dabei ist das Verfahren schmerzlos und bequem.